

Ströbecker Schachspielerin.

Nach einem Gemälde gezeichnet von K. Schneider.

ihrer Schönheit und Tragweise auf einem weiteren Bilde festgehalten. Sie besteht aus einem Gewebe von schwarzer Baumwolle und Samt, der das Muster bildet. Eine seidene Einfassung umgibt sie, und ein schwarzes Seidenband legt sich um den Hinterkopf, mit einer Schleife endend. Der Halsschmuck (Krälenkette) ist an schwarzen Seidenbändern befestigt, die, mit Haken und Oese geschlossen, auf dem Rücken lang herunterhängen. Die Abbildung der Ströbecker Schachspielerin ist nach einem Gemälde im Besitz des Halberstädter Heimatmuseums gezeichnet. Die Mützenbänder unter dem Kinn sind zugunsten der malerischen Wirkung nicht, wie üblich, geschlossen.

All' diese schönen Anzüge, wie sie vor 100 Jahren und früher getragen wurden, ruhen in den Truhen. Sie sind dem Untergang geweiht. Eine Wiedererweckung, die wohl mancher wünschte, ist nicht möglich, da ja diese alten Harztrachten den Bedürfnissen einer ganz anderen Zeit angehören. Denn ein ganz anderes Bild bietet sich dem Forscher auf Grund seiner sorgfältigen Studien, als dem Bewunderer. Alles in der Tracht hatte Zweck und Bedeutung. Jedes Stück sprach seine eigene Sprache. Hier spiegelte sich Freude und Trauer. Selbst wie ein solcher Anzug getragen wurde, bis zur unentbehrlichen Stecknadel herab, spielte eine große Rolle. Es wäre aber lohnend, die brauchbaren Werte, die in der Gediegenheit der Ausführung und in dem Reichtum der Motive in künstlerischer und handwerklicher Hinsicht liegen, für unsere Zeit neu, sowohl im Material als in der Ausführung, herzustellen. Eine Aufgabe allerdings, die nur der Sachkundige mit Liebe und feinem Empfinden lösen kann.

Die Klauskapelle in Goslar und ihre Orgel.

Von P. J. Meier in Braunschweig.

Jedes der vier Haupttore der altehrwürdigen Reichsstadt Goslar war mit einer Kapelle ausgestattet, in der die Gläubigen namentlich frühmorgens, wenn sie zur Arbeit draußen oder zur Weiterreise hinauszogen, nochmals ihr Gebet verrichten konnten. Von diesen Torkapellen hat sich aber einzig die Klauskapelle erhalten; nur liegt sie hinter kleinen Bergmannshäusern ganz verborgen und ist weder dem Fremden noch selbst den Einheimischen bekannt, ja die Verwaltung der ehemaligen Kommunion, der die Klauskapelle gehörte, liebte es auch nicht, daß jemand sie besichtigte; denn sie war stark verfallen, obwohl sie bis in die Neuzeit noch zur Aufnahme tödlich verunglückter Bergleute bis zu ihrer Beisetzung diente. Jetzt aber wird sie selbst wie die in ihr vorhandenen Altertümer wieder instand gesetzt und dem Besuche freigegeben. Und das ist freudig zu begrüßen. Denn so schlicht das kleine, einschiffige Gotteshaus auch ist, es handelt sich doch um ein für die Geschichte Goslars sehr bedeutendes Bauwerk. Das kurze Schiff stammt aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, das Chorviereck mit der Apsis reicht aber in die Zeit zurück, als Goslar, bis dahin nur eine Gruppe von Einzelsiedlungen: der Kaiserpfalz mit dem Frondorf zu S. Thomas, der Kaufleute in der Marktstraße, der Bergleute auf dem Frankenberg, der Bergarbeiter im Bergdorf auf dem Rammelsberge 1107/08 durch Kaiser Heinrich V. zu einer Stadt zusammengefaßt wurden, der — nach Ausweis eben der Klauskapelle und der nicht mehr erhaltenen Kapelle am Vititor — sofort die weite Ausdehnung gegeben wurde, die bis tief in das 19. Jahrhundert in Geltung blieb

und erst durch die Bautätigkeit der jüngsten Zeit überschritten wurde. Mit dem Bergwerk hing die Klauskapelle ursprünglich nicht zusammen. Heute ziehen freilich die Bergleute zum Klaustor hinaus, wenn sie ihre Arbeitsstätte aufsuchen, aber früher lagen die Schächte weiter nach Osten hin und wurden leichter durch das Scherpertor (auch Franken- und Erztor genannt) in der Mitte der Südmauer der Stadt erreicht, wo seit der Zeit Kaiser Ottos I., d. h. seit etwa 970, das Bergdorf der Arbeiter und seit der Mitte des 12. Jahrhunderts auch die Ansiedlung der Bergunternehmer lagen. Und wenn auch die Frankenberger Kirche als die Pfarrkirche insbesondere der Bergleute, die erst kürzlich wieder aufgedeckte Johanniskirche als Pfarrkirche der hörigen Berg- und Hüttenarbeiter sowie der Bergherren galt, so war doch mit dieser letzten seit 1260 zugleich eine fromme Stiftung, eine Bruderschaft der Bergleute verbunden, die durch Arbeit im Berge an ihrem Körper geschwächt und verarmt waren. Und nachdem nun die Johanniskirche a. 22. Juli 1527 gleich den anderen kirchlichen Bauten vor den Toren der Stadt durch die erregte Bürgerschaft dem Erdboden gleich gemacht war, damit Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig sich nicht in ihnen festsetzen und die Stadt, deren überreiche Schätze ihm in die Augen stachen, von dort aus überwältigen konnte, wurde zehn Jahre später (1537) die Klauskapelle wenigstens zur Morgenandacht der Bergleute und das Nebenhäuschen als Krankenhaus für diese bestimmt.

In der Klauskapelle stand nun ein schlichtes, weiß gestrichenes Gehäuse, das ich, verschlossen wie es war, niemals beachtet hatte, und das auch in den „Bau- und Kunstdenkmälern der Stadt" nicht erwähnt wird. Um so mehr war ich überrascht, als ich bei einem Besuch im Jahre 1926 die vermeintlichen Schranktüren geöffnet sah und eine köstliche kleine Orgel zum Vorschein kam, wie sie die Abbildungen wiedergeben. Das Orgelwerk selbst war hinter 45 Pfeifen versteckt, die nach rechts, d. h. nach den immer höheren Tönen hin, allmählich an Höhe und Stärke abnahmen, so daß ein Dreieck übrig blieb, das durch ein durchbrochenes reizvolles Blattwerk von Holz geschlossen wurde. Ueberraschend war für mich auch die außerordentlich geschmackvolle Bemalung der Flügel auf der Innenseite, die auf schwarzem Grunde goldenes Blumen- und Rankenwerk zeigte. Sofort war mir klar, daß solche Verzierungen auch unter der weißen Oelfarbe des Aeußeren versteckt sein müßten, und als der neue



Die Orgel in der Klauskapelle in Goslar, gebaut im Anfang des 17. Jahrhunderts.

Anstrich durch den oft bewährten Dekorationsmaler Karl Kostmann in Braunschweig entfernt wurde, zeigte sich in der Tat, daß die ganze Außenseite ähnlich verziert war wie die Innenseite, nur daß jene freilich im Laufe der Zeit stark gelitten hatte. Gleichwohl hat eine Ergänzung der schadhaften Stellen nicht stattgefunden; das verbot schon der Umstand, daß heute niemand mehr imstande gewesen wäre, ganz frei mit der Hand und dem Pinsel diese köstlichen Zierformen zu erneuern, die nirgends die Benutzung einer Schablone aufweisen. — Die größte Ueberraschung war aber doch die, daß


Die Außenseite der Orgeltür in ihrer ursprünglichen geschmackvollen Bemalung.

auch das Orgelwerk selbst so gut wie vollständig erhalten war, und daß es unter der sorgsamen Arbeit des Orgelbauers Hugo Sander in Braunschweig ohne eine irgendwie erhebliche Ergänzung wieder in den alten Stand gesetzt werden konnte. Die Zierformen erweisen, daß die Orgel im Anfang des 17. Jahrhunderts gebaut sein muß, und das ist für die Orgelbaugeschichte ein überaus wichtiges Ergebnis. Denn Werke aus dieser frühen Zeit gehören zu den größten Seltenheiten. Man hat heute mehrfach den Versuch gemacht, Orgel der Frühbarockzeit herzustellen, wie sie uns der große Musiker am Hofe der Herzöge zu Wolfenbüttel, Michael Prätorius († 1619), beschrieben hat. Aber hier haben wir endlich einmal eine völlig erhaltene Orgel aus dieser Frühzeit selbst vor uns. Die Orgel der Klauskapelle ist nur klein; sie ist zum Tragen eingerichtet, umfaßt nur vier Oktaven, auch nur wenige Register, die an den Schmalseiten des Gehäuses gezogen werden, entbehrt des Pedals und besitzt zur Erzeugung des Luftgebläses einen Blasebalg, der im unteren Kasten liegt und durch einen einfachen Strick mit Querholz an der Seite gezogen wird. Aber wenn auch Orgelwerke eines Johann Sebastian Bach auf der Orgel nicht zur vollen Wirkung kommen können, so klingen doch die einfacheren Kompositionen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ganz vorzüglich, namentlich ist jedermann überrascht durch den vollen Ton, den das kleine Werk von sich gibt. Die Orgel wird in der hergestellten Kapelle aufgestellt und gewiß oft von Sachverständigen besichtigt und gespielt werden. Für die altehrwürdige Stadt Goslar aber, die trotz der Zerstörungen selbst des 19. Jahrhunderts — man denke nur an den Abbruch des Doms und der Zerstreuung seiner hochbedeutsamen Ausstattungsstücke — noch immer reich ist an hervorragenden Werken aus der Zeit ihrer Blüte, bedeutet die Herstellung der Orgel, die wir dem verständnisvollen Eintreten der Unterharzer Berg- und Hüttenwerke verdanken, den Gewinn eines Denkmals allerersten Ranges.

Dr. Anton Raky in Salzgitter.

Dr. Fr. Behme, Hannover.

Daß ich mich schon von frühester Jugend an mit den rätselhaften Geheimnissen des tiefen Erdinnern beschäftigt habe, ist eigentlich kein Wunder, denn meine Wiege stand ja in unserer „klassischen Quadratmeile" der Geologie, und schon als Schüler des Gymnasiums zu Goslar hatte ich oft Gelegenheit, unter Führung des Bergrats Wimmer, des Obersteigers und verschiedener Steiger die unterirdischen Wunder des Rammelsberger Bergwerks zu besichtigen. Am meisten regte mich die Mitteilung zum Nachdenken an, daß das Erzlager vor etwa tausend Jahren ganz zufällig durch ein scharrendes Pferd freigelegt sein soll und daß man wiederum ganz zufällig im Jahre 1859 — nur einen Meter entfernt von der Stelle, wo man hundert Jahre vorher die Aufsuchungsarbeiten als aussichtslos eingestellt hatte — das „neue Erzlager" gefunden hatte. 1879 bis 1880 wurde dann dem Bergwerke gegenüber, dicht am linken Ufer der Abzucht, unter Leitung des Bergrats Köhler aus